Elisabeth Timm, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.)

Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung

Positionen, Verbindungen und Perspektiven

Beiträge der Tagung des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, des Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz und des Vereins für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien vom 23. bis 25. November 2006

Wien 2007

Österreichisches MUSEUM für VOLKSKUNDE

Österreichisches Museum für Volkskunde
Gartenpalais Schönborn
Laudongasse 15–19
1080 Wien

Direktion: Hofrat Dr. Margot Schindler

Elisabeth Timm, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.)
Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung
Positionen, Verbindungen und Perspektiven

Beiträge der Tagung des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, des Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz und des Vereins für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien vom 23. bis 25. November 2006

Umschlag: Atelier A und H Haller, Wien
Satz: Lasersatz Weismayer, Wien
Druck: Novographik, Wien

Für Unterstützung ist zu danken

bm:uk WIEN KULTUR universität wien UNI GRAZ

ISBN 978-3-900358-25-9

Wien 2007

Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band 21
zugleich Sonderdruck aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde,
Band LXI/110, Wien 2007, 101–330

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde *Band LXI/110, Wien 2007, 231–247*

Psychoanalyse und Semiotik im Sicherheits-Netz: Eine ethnografische Verwirrung und methodische Verknüpfung

Katharina Eisch-Angus

Die Geschichte ereignete sich am 15. September dieses Jahres (2006) im Intercity zwischen Nürnberg und Stuttgart. Eine Kulturwissenschaftlerin auf der Fahrt nach Tübingen zur Geburtstagsfeier eines akademischen Lehrers, lesend und exzerpierend auf dem engen Klappbord, beschließt im Speisewagen einen Kaffee trinken zu gehen. Ihr Buch nimmt sie mit. Weiter heißt es in ihrem Forschungstagebuch:

„Den schwarzen Rucksack lasse ich unter dem Sitz, schaue kurz auf den jungen Kerl auf der gegenüberliegenden Seite – eigentlich niemand, um ein Auge auf den Rucksack zu haben, wird schon nichts passieren. Ich laufe durch ein paar Wägen zum Bistro, sitze dort viel gemütlicher an einem leeren Tisch, lese. Der Zug hält in Crailsheim, davor eine Durchsage [...]. Hoffentlich hängen die nicht den Wagen mit meinem Rucksack ab [...] Blödsinn. Und es steigen nur ganz wenige Leute zu, wird niemand Interesse an meinem Sitz haben. Trotzdem wird mir mulmig. Den Rucksack kann man mit einem Griff mitnehmen. Ich trinke aus, gehe zurück."

Nun kann die Reisende ihren Sitz erst beim zweiten Durchlaufen durch die Waggons wiederfinden, *auf dem aber steht ein anderer, schwarzer Koffer, daneben sitzt ein junger Mann, schwarzhaarig mit hellblauem Hemd. Zu seinen Füßen mein Rucksack, offen, der Kulturbeutel oben drauf. „Entschuldigung, das ist mein Rucksack. Ich bin hier gesessen."* Die Reisende nimmt ihren Rucksack, der Mann aber reagiert nicht, gibt den Platz nicht zurück, so dass sie sich auf den Platz gegenüber setzt, neben den noch immer unbeteiligt lesenden Burschen. Der Zugestiegene redet etwas von einer Handynummer, reicht ihr über den Zugkorridor den Umschlag mit dem zerbrechlichen Geburtstagsgruß, der besonders sorgfältig in der Tasche verstaut

gewesen war. Das Tagebuch: *Um Gottes Willen, gerade darauf hatte ich doch die ganze Zeit höllenmäßig aufgepasst! Ich werde immer patziger, verstehe nicht, was das soll.* Er habe keine Handynummer oder Adresse im Rucksack gefunden, erklärt der Mann. Er habe sich gewundert, warum ein Rucksack unter seinem Sitz sei. Dann: *„Das ist keine gute Zeit für unbeaufsichtigte Koffer!"* Mit Blick auf den Rucksack erklärt er: *„Wundern sie sich nicht, wenn alles durcheinander ist, das war ich"*, dann zeigt er auf das T-Shirt der verdatterten Reisenden, das sei besser als das orange T-Shirt im Rucksack. Lachen, Kopfschütteln, Unverständnis. *„Ich war nur einen Kaffee trinken!"* – *„Und das Handy haben Sie mitgenommen?"* – *„Ich habe kein Handy."* Der junge Mann erscheint nun erst recht erstaunt, meint dann: *„Dann könnten Sie ja gar keinem herrenlosen Koffer hinterher telefonieren."* Er habe über die Auskunft diese Telefonnummer erfragt: Die Reisende erkennt darin ihre eigene, die der merkwürdige Mensch auf das Geschenk für den Professor gekritzelt hat. *„Aber die Frau Eisch-Angus ist nicht daheim"*, sagt er. Weiter im Tagebuch:

So flott er sich gibt, so langsam fällt der Groschen bei ihm. „Hätte ich ein Handy", frage ich, „hätten Sie mich im Speisewagen angerufen?" – „Nein, eigentlich nicht. [...] So ungewöhnlich das ist, aber ***wir*** *haben schon nachgedacht." Ich sei ja über den Halt in Crailsheim weg gewesen, „wir" hätten also geschlussfolgert, „dass Sie ausgestiegen sind".*

Er erzählt, dass sich niemand erinnern konnte, wer hier gesessen sei, niemand habe den Besitzer des Rucksacks gesehen: Offensichtlich also waren die Umsitzenden daran mitbeteiligt, den Rucksack zu identifizieren. Die Forscherin wendet sich ihrem Buch zu, der junge Mann telefoniert und meint dann noch einmal über den Korridor hinweg: *„Aber da wundert mich doch die Aussage,* ***er*** *ist in Crailsheim ausgestiegen."* Weiterhin stehen Überraschung und Verwirrung im Raum, schließlich resümiert er: *„Wir haben beide was gelernt."* – *„Also in den Speisewagen immer alles mitnehmen?"* – *„Nein – wenn ich nachher auf die Toilette gehe, bitte ich Sie auf meine Koffer aufzupassen!"* Die Ethnografin notiert weiter:

Ich habe das Buch auf den Knien, überlege, ob ich weiterlesen soll – er schaut aufs Cover, liest überrascht: „‚Wieviel Risiko braucht die Gesellschaft?' – Machen Sie denn eine soziologische Studie?" – Ich: „Ja, das war jetzt [...] die Versuchsanordnung." – Er lacht, „das ist Ihnen gelungen!" – Ich bin völlig baff.

Soweit fürs Erste. Der unverhoffte Eintrag ins Forschungstagebuch, den ich noch im Zug anfertigen konnte, begeisterte mich als Wissenschaftlerin ebenso wie die Kolleginnen, denen ich auf der Tübinger Geburtstagsfeier von dem Erlebnis erzählte – hatte doch der Satz: *„Das ist keine gute Zeit für unbeaufsichtigte Koffer"*[1] schlagartig einen, wenn auch rätselhaften, Zusammenhang zu meinem Forschungsthema „Sicherheit" hergestellt.[2] In meinem Alltagsverständnis als Reisende aber stellte sich nach der Ankunft schnell Ärger ein. Als Schülerin hätte ich gerne ein unversehrtes Gratulationskuvert übergeben – dass aber der Rucksack, und ganz offensichtlich auch der Kulturbeutel durchsucht worden waren, betraf mich in meiner Privatsphäre, irritierte mich als Frau.

An diesen Tabubrüchen machte sich auch die spätere Supervision durch Kolleginnen aus der Tübinger Gruppe für Feldforschungs-Supervision fest. Seit 1998 trifft sich in Tübingen unter professioneller Leitung und psychoanalytischer Ausrichtung eine Gruppe von Forscherinnen und (vereinzelten) Forschern, um gemeinsam die unbewusste Dynamik von kulturwissenschaftlichen, ethnologischen und pädagogischen Feldforschungsmaterialien freizulegen.[3] Beim freien Assoziieren über den Tagebucheintrag empörten sich die Kolleginnen über das Nicht-Freigeben des Platzes, das beinahe demonstrative Durchsuchen des Rucksacks und den offenen Voyeurismus der T-Shirt-Bemerkung, sie assoziierten polizeiliche Übergriffe auf Flughäfen und die Mentalität des „Blockwarts", die „Wir"-Gruppe der Mitreisenden wurde als Verschwörung und „Bürgerwacht" empfunden. Während mich die Verschränkung verschiedener Sicherheitsdiskurse interessierte, legten die Kolleginnen entlang der Geschlechter-

1 Am 31. Juli 2006 wurden in zwei aus Köln kommenden Regionalzügen Koffer mit Sprengsätzen aufgefunden; ein Terrorattentat großen Ausmaßes konnte knapp verhindert werden.

2 Habilitationsprojekt am Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg, Arbeitstitel „Sicherheit in der westlichen Welt".

3 Ich bedanke mich bei der Tübinger Supervisionsgruppe und ihrer Leiterin Brigitte Becker, insbesondere aber bei Marion Hamm, London, und Almut Sülzle, Marburg. Vgl. dazu auch Wittel-Fischer, Barbara: „Das Unbewußte ist unbestechlich" – Supervision in der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft. In: Eisch, Katharina, Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen 2001, S. 140–160; Jeggle, Utz: Neu am LUI: Supervision. In: Tübinger Korrespondenzblatt 50 (1999), S. 45–46.

grenze eine sexistische Beziehungsdynamik frei, die ich nicht negieren konnte – wären doch die beschriebenen Dialoge und Abläufe unter zwei Männern so kaum denkbar gewesen.

Damit aber scheint der Tagebucheintrag nicht nur seinem Thema zu entgleiten, sondern auch in Banalitäten und private Befindlichkeiten abzudriften, die wir auch als Anthropologen gar nicht wissen wollen. Wo, so möchte man fragen, bleibt die Forschungsrelevanz zur Frage nach der Sicherheit, die die Geschichts- und Sozialwissenschaften als „Leitvokabel in Politik und Gesellschaft",[4] wenn nicht als „anthropologische Konstante" handeln,[5] und die Michel Foucault bereits in den siebziger Jahren als Movens eines völlig neuen Gesellschafts- und Machtsystems ausmachte?[6] So universal die „Kategorie Sicherheit" für die Wissenschaft ist,[7] so allgegenwärtig ist sie im Alltag, ob wir nun die Zeitung öffnen oder das Internet, ob wir unsere Zukunft und den Lebensunterhalt planen oder einfach Hausarbeit erledigen wollen, ob wir ins Auto, ins Flugzeug oder in die Bahn steigen. (Oder ob wir eine Stadt und eine kulturwissenschaftliche Tagung besuchen: Gleich bei der Ankunft in Wien fiel mir als Erstes ein großes Plakat „Mehr Sicherheit für die Gesellschaft" in die Augen, auf den zweiten Blick waren hinter dieser Aufschrift ein weißes und ein schwarzes Schaf zu erkennen.)[8]

Der Versuch erscheint paradox: Um dieses weitverstreute Feld zu fokussieren, nütze ich ausgerechnet die offene und unstrukturierte Methodik der teilnehmenden Beobachtung (oder, mit Anne Honer,

4 Conze, Eckart, in: Freiheit und Sicherheit in der Balance. Eine Gratwanderung politischen Handelns. Radiofeuilleton: Kulturinterview. Deutschlandradio, gesendet am 1.12.2005. URL: http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/kulturinterview/443791/ [18.9.2006].

5 Wolfgang Bonß folgt damit Niklas Luhmann, für den „das Sicherheitsstreben [...] eine Art anthropologische Konstante" darstelle. Bonß, Wolfgang: Vom Risiko. Unsicherheit und Ungewißheit in der Moderne. Hamburg 1995, S. 90. Beispielsweise sieht auch Wolfgang Sofsky Sicherheit als „das Grundproblem der menschlichen Gattung", vgl. Sofsky, Wolfgang: Das Prinzip Sicherheit. Frankfurt am Main 2005, Klappentext.

6 Foucault, Michel: Die Sicherheit und der Staat. In: ders.: Schriften in vier Bänden – Dits et Ecrits, Band III, 1976–1979. Frankfurt am Main 2003, S. 495–504, hier: 501.

7 Conze, Eckart: Sicherheit als Kultur. Überlegungen zu einer „modernen Politikgeschichte" der Bundesrepublik Deutschland. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 53 (2005) 3, S. 357–380, hier: S. 359.

8 Feldtagebuch 24.11.2006.

der „beobachtenden Teilnahme").[9] Aus dem alltagsweltlichen Erleben der Forscherin, so die methodische Erwartung, können die spezifischen Themen und Unterthemen der Forschung erwachsen, und in der Reflexion dieses persönlichen Lebensvollzugs sollen sich sukzessive ihre Deutungen und Bedeutungen erschließen. Wenn Wolfgang Bonß mit Luhmann die Manifestationen von Sicherheit als „subjekt- und situationsbezogene Konstrukte" definiert, so erscheint mir ein solcher situativer und kontextueller Forschungsprozess nicht nur legitim, sondern dringend geboten.[10] Allerdings stellt sich hier das Problem der Subjektivität im Forschungsprozess, und dabei gerade auch das der Subjektivität der oder des Forschenden, mit besonderer Schärfe – und das erst recht bei einem Thema, das die ganze soziale Existenz umgreift und dabei explizit auf den Umgang mit Gefahren und Ängsten zielt. Die Psychoanalyse hat diese subjektiven Einwirkungen im Feld mit dem Ansatz der „gleichschwebenden Aufmerksamkeit" auch für nicht psychoanalytisch Ausgebildete greifbar und nutzbar gemacht: Die Forscherperson kann emotionale Reaktionen des Felds wie ein Radarschirm auffangen und im Forschungstagebuch fixieren, wo sie als Gegenübertragungen, Projektionen und Rollenfixierungen reflektierbar werden. Zugleich dient die Niederschrift der Wahrnehmung der eigenen Selektivität, der Distanzierung und der fortschreitenden Interpretation durch den Forschenden. Das Forschungstagebuch, das immer noch gern als ein unzuverlässiges oder zumindest randständiges Instrument gesehen wird, wird damit zum zentralen Medium – kann es doch auch da noch Gefühle oder Beobachtungen aufnehmen, wo, wie Klaus Schönberger anmerkt, Interviews in der Nicht-Verbalisierbarkeit alltäglicher Praxen und subjektiven Erlebens zum Stocken kommen.[11]

9 Honer, Anne: Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, 18 (1989) 4, S. 297–312, hier: S. 300.

10 Bonß, Wolfgang: Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit. In: Lippert, Ekkehard, Andreas Prüfer, Günther Wachtler (Hg.): Sicherheit in der unsicheren Gesellschaft. Opladen 1997, S. 21–41, hier: S. 25.

11 Schönberger, Klaus: Von der Entgrenzung der Arbeit zur Entgrenzung der Methoden ihrer Erforschung: Forschungsdesigns und Erhebungstechniken. In: Boes, Andreas, Sabine Pfeiffer (Hg.): Informationsarbeit neu verstehen. Methoden zur Erfassung informatisierter Arbeit (= ISF München – Forschungsberichte). München 2005, S. 18–44, hier: S. 25f.

Im Forschungsfeld „Sicherheit" aber ergibt sich noch ein weiteres methodisches Grundproblem: Die Differenz zum Fremden, an der sich ethnografisches Forschen und Verstehen notwendigerweise entlang arbeiten und die auch in der Reflexion des Eigenen immer noch auf einen Anderen zurückschließen lässt, scheint sich hier aufzulösen. Wer ist Forscher, wer das Forschungssubjekt? Bin ich in meiner Beispielgeschichte nicht von Anfang an das Kaninchen in der eigenen Versuchsanordnung? In einem derart universalen Forschungsfeld trifft die Forscherin je schon auf das Eigene, auf sich selbst. Während selbst das mobile, multiperspektivische „tracking" globalisierungsangepasster Ethnografien noch einen irgendwie eingrenzbaren Forschungsgegenstand voraussetzt, durchwuchern die Zeichen und Interessen der Sicherheit unseren Alltag in einer so inflationären und gleichzeitig existenziellen Weise, dass sich auch die Frage nach der prinzipiellen Möglichkeit der Wahrnehmung im Eigenen noch einmal neu stellt.

Vorläufige Lösungsvorschläge weisen in zwei Richtungen: Das Feld, in dem wir uns allzu sehr wie der Fisch im eigenen Gewässer bewegen, bedarf der methodischen Verfremdung, um es überhaupt wahrnehmen zu können. Zum Zweiten muss der Fluss der Assoziationen in verallgemeinerbare Interpretationsbahnen gelenkt und an nachvollziehbare Strukturen gekoppelt werden, ohne ihm dabei gleich das Wasser abzugraben.

Nun aber ist Feldforschung, als fortschreitender Prozess der Sinnstiftung, ohnehin nur in der Interaktion der Akteure im sozialen Kontext des Feld denkbar. Unabhängig davon, wie sich die Rollen von Forschenden und Erforschten verteilen (und dabei auch gelegentlich umkehren), können Bedeutungen nur im Dialog hervorgebracht werden. In diesem Dialog erleben die Gesprächspartner einander als gerade so fremd und rätselhaft, wie das Forschungsfeld selbst an diesem Punkt erscheint – eben so, wie die zwei Reisenden, die über einen Rucksack, ein Buch und einen Kulturbeutel zufällig aneinandergeraten waren, in einer Atmosphäre von Überraschung und Verwirrung die Situation und ihre Rollen darin auszuhandeln versuchten. Mit den im Laufe der Begegnung im Intercity aufkommenden Deutungen und Lerneffekten zum Themenkreis „Sicherheit" bzw. „Risiko" stellten die Beteiligten überhaupt erst ein bedeutungshaltiges Forschungsfeld her, wo vorher nur außer-ethnografischer Alltag herrschte.

Dies nun entspricht auch den Prämissen der pragmatischen Zeichentheorie nach Charles S. Peirce und Charles W. Morris, den Vorreitern einer praxis- und interaktionsbezogenen Semiotik. Auch hier gilt, dass bedeutungshaltige Zeichen prinzipiell kontextgebunden und dialogisch entstehen – „...Zeichen entstehen nur im Prozess der Interaktion zwischen einem individuellen Bewusstein und einem anderen [...], folglich nur im Prozess der sozialen Interaktion", so der sowjetische Linguist Valentin Vološinov.[12] Charles M. Morris wies 1938 auch darauf hin, dass ein Zeichen darüber hinaus im Kontext der entsprechenden sozialen Gruppe sowie in Hinblick auf seine Verwendungsbedingungen und -interessen entschlüsselt werden müsse.[13] Mit dem Konzept der „Semiose" kann die Pragmatik den assoziativen, dialogischen Deutungsprozess im Feld und die Kontextualisierung von Forschungsdaten formulieren und systematisieren: Semiose meint einen Prozess, in dem ein Zeichen oder Zeichenkomplex im Bezug auf ein anderes, bereits bekanntes Zeichen – den „Interpretanten" – verstehbar wird. Interpretanten sind alle Zeichen, die innerhalb eines Texts oder Zeichensystems eine Beziehung zum fraglichen Ausdruck besitzen; sie umschreiben ihn, grenzen seine mögliche Bedeutungsvielfalt ein und stellen Bezüge zu anderen Zeichen und anderen semantischen Feldern her.[14] Dieser Prozess der Sinnbildung durch Semiose ist fließend und unbegrenzt und gleichzeitig keineswegs zufällig. Damit kommt er der beziehungsgeleiteten Deutungsbewegung der (Ethno-)Psychoanalyse ebenso entgegen wie diese ihrerseits im reflektierenden In-Bezug-Setzen von Wörtern, Motiven und Bildern semiotisch genannt werden kann. Dazu sei kurz aus Maya Nadigs Forschung zu Bäuerinnen in Mexiko zitiert: „Die Situation der Frau setzt sich aus der Überschneidung all dieser gesellschaftlichen Kräfte zusammen; die Art, in der sie sich überschneiden, lässt ein eng gewobenes Netz von Zeichen und Bedeutungen entstehen, die im alltäglichen Handeln gesetzt, gelebt und konstruiert

12 Vološinov, Valentin, zit. in: Grzybek, Peter: Studien zum Zeichenbegriff der sowjetischen Semiotik (Moskauer und Tartuer Schule). Bochum 1989, S. 253.

13 Morris, Charles William: Grundlagen der Zeichentheorie – Ästhetik der Zeichentheorie. Frankfurt am Main 1988, S. 63. Vgl. auch: Peirce, Charles S.: Phänomen und Logik der Zeichen. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1993.

14 Zum Prozess der Semiose vgl. auch Eco, Umberto: Einführung in die Semiotik. München 1972; Lotman, Jurij M.: Über die Semiosphäre. In: Zeitschrift für Semiotik 12 (1990) 4, S. 287–305.

werden. Diese Zeichen und Codes gilt es wahrzunehmen und in ihrer Semantik zu lesen in der Weise, dass das Verhältnis aller sie betreffenden gesellschaftlichen Strukturen zueinander mitberücksichtigt wird."[15]

Auch die Deutungsabläufe in der ethnopsychoanalytisch orientierten Supervision machen die Entsprechung beider wissenschaftlicher Ansätze augenscheinlich. Allerdings sollen hier keineswegs Ethnopsychoanalyse und Pragmatik in ihrem methodischen Zugriff gleichgesetzt werden; eher geht es um eine notwendige Ergänzung: Die psychoanalytische Bewegung fördert mit der Wucht und Unberechenbarkeit des Unbewussten sozusagen das assoziative Material zutage, aus dem die Semiotik anschließend ihre semantischen Bedeutungsnetze knüpfen kann.

Vorausgesetzt wird dazu, dass die kommunikative Bedeutungsfindung im Feld je schon auf latent vorhandene Sinnstrukturen zurückgreifen kann, in deren Kontext Neues und Unbekanntes verstehbar werden kann – so wie der junge Mann im Intercity einen unbeaufsichtigten Rucksack mit der zeitgleichen Mediendiskussion zu auf Bahnhöfen abgestellten Bomben-Koffern assoziierte oder wie er ein Buch über „Risiko" spontan im Kontext meiner Forschung interpretierte. Solche Kontextualisierungen und Verweisungen, die sich im Feld ergeben, lassen sich durch die systematische, semiotische Reflexion von reaktiven und non-reaktiven Quellentexten aus der Feldforschung – Forschungstagebüchern, Interviews oder aber öffentlichen Mitteilungen, Medieninformationen etc. – nachvollziehen und analytisch nutzen. Voraussetzung dafür ist lediglich, dass das Datenmaterial aus dem Feld so breit und detailliert in Texten, welcher Art und welcher Provenienz auch immer, fixiert ist.[16] Innerhalb und zwischen diesen Texten kann die semiotische Analyse in einfachen Beziehungs-

15 Nadig, Maya: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt am Main 1987, S. 35.

16 Ulrich Oevermann betont die Notwendigkeit der Vertextung von Alltagswirklichkeit für die wissenschaftliche Reflexion – das bedeutet die momentane „Feststellung" dieses Materials in einem Protokoll, das das Forschungstagebuch sein kann, im Extremfall aber auch das im Gedächtnis festgehaltene Memorat. Vgl. Oevermann, Ulrich: Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. In: Jung, Thomas, Stefan Müller-Doohm (Hg.): „Wirklichkeit" im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1995, S. 106–189, hier: S. 131–133.

diagrammen Assoziationen verfolgen, gleichlautende oder aber gleichbedeutende Begriffe und Äußerungen in ihren jeweiligen Kontexten vergleichen, Gegensätze feststellen; in den Texten aus dem Feld spürt sie Verbindungen zwischen den Momentaufnahmen aus dem Feld, Kommentaren, Gesprächen, Charakterisierungen, Bildern, Slogans etc. auf. Diese Motive erhellen einander wechselseitig als (zu deutendes) Zeichen und dessen Interpretant, eine Bewegung laufender Bedeutungszuweisung kommt in Fluss. Motivwiederholungen und Überlappungen fügen sich zu „clustern" ähnlicher semantischer Verknüpfungen. Deutungen entstehen so nicht als bloße Spekulationen, sondern sie zeigen und verdichten sich entlang der in den Quellen fixierten Inhalte. Am Ende kann ein kognitives Netzwerk sichtbar werden, das, in diesem Fall, Aufschluss über die Praktiken und Strategien der „Sicherheit" in der Gesellschaft gibt.

Hilfreich ist dabei die Feldforschungssupervision, die über die Gefühle und Gegenübertragungen in der Gruppe das Assoziationsgefüge des Feldes rekonstruieren kann. Zu den Ereignissen im Intercity im September 2006 fühlten sich die Kolleginnen der Tübinger Supervisionsgruppe, ähnlich wie die Protagonisten in der Fallgeschichte, quasi zur Lösungssuche gedrängt. Sie reagierten fasziniert auf die verwirrende Dichte der Beziehungen und Identitäten in meinem Tagebuchtext, gleichzeitig lösten die Übergriffe des männlichen Akteurs spontane Empörung aus. Erst die Bemerkung „*keine gute Zeit für unbeaufsichtigte Koffer*" erzeugte ein Aha-Erlebnis. So absurd der Kommentar bei genauem Hinsehen auch war, bot er doch (in der Supervision wie im Feld) einen Erklärungshintergrund, den alle spontan verstanden und als Schlüssel – als Interpretanten – für das weitere Geschehen akzeptierten. Offensichtlich autorisierte nicht das Bemühen, verlorenes oder vergessenes Gepäck zurückzugeben, sondern eben der Rekurs auf den allgegenwärtigen Terrorismusdiskurs den jungen Mann meinen Rucksack im Detail und ohne jede Heimlichkeit zu durchkämmen. In der Supervision brachte ihm das die Assoziation des „Blockwarts" oder der „Bürgerwacht" ein. Vor allem aber legitimierte der Terrorverweis eine ganze Reihe von Tabubrüchen, die in meinem Erwartungshorizont nicht enthalten waren – und die dadurch wohl als Hinweise auf gesellschaftliche Diskursverschiebungen gedeutet werden können, die sich in der Gegenwart vor unseren Augen abspielen. Vom (unwidersprochenen) Durchwühlen des Rucksacks über das selbstverständliche Verharren des Zugestiegenen auf mei-

nem Platz bis zum sexistischen Kommentar sind die ungewohnten Handlungsweisen des Reisenden wesentlich über das Geschlechterverhältnis markiert, d.h. sie erhalten Sinn und Möglichkeit erst durch die weibliche Mitreisende. Andererseits sind im aktuellen Terrordiskurs alle Akteure männlich – als potentieller Terrorist musste der Fahrgast, den niemand wahrgenommen hatte, ein Mann sein. Als Frau und gleichzeitige Rucksackbesitzerin konnte ich eigentlich gar nicht existieren. *„Sie könnten also gar keinem unbeaufsichtigtem Koffer hinterher telefonieren"*: Dass ich kein Handy besitze, erhält dabei weitreichende Bedeutung. *„Sie können da ja nicht mitreden, weil Sie [kein Handy] haben"*, bekam ich auch etwas später noch einmal zu hören. Im Licht des Terrordiskurses folgte der Dialog im Zug also einer doppelte Strategie: Die Reisende wurde als Frau, die einen Fehler gemacht hatte, zum legitimen Ziel nicht nur von moralischen Verhaltensvorgaben, sondern auch von Übergriffen bis in das private Rucksackinnere. Als Akteurin aber konnte es sie nicht geben, also musste sie verschwinden oder zumindest verstummen.

An einem Punkt drehte sich jedoch das hier implizierte Machtverhältnis um – und dafür steht, symbolisch, das Buch. Über den Titel „Risiko" schloss der bisher tonangebende, männliche Gesprächspartner das Geschehen mit der soziologischen Risikoforschung kurz und ermöglichte es so der Wissenschaftlerin, ihn in einer Art Gegenübergriff zum Objekt einer wissenschaftlichen *„Versuchsanordnung"* zu stempeln. Durch diesen Rollenwechsel änderte sich die bisherige Beziehungsdynamik und damit auch die geschlechtsspezifische Markierung der Gesprächspartner. Als Forscherin war die leichtsinnige Frau ohne Handy plötzlich die Aktive, und als angenommene Vertreterin einer Sicherheitsbranche, die Risiken rational kalkuliert und beherrscht, implizit „männlich". Den jungen Mann im Zug schien das zu beschäftigen, offensichtlich führte es zum zweiten Teil der im Forschungstagebuch festgehaltenen Geschichte:

Nach einer längeren Pause fragt er unvermittelt über den Korridor: *„Und, wie hoch ist nun mein Lebensrisiko?"* – *„Das muss ich erst ausrechnen"*, flachst sie. Er aber beginnt, sie auszufragen, über ihr Fach, ihre Tätigkeit. Dem Versuch das Forschungsthema zu verstehen, folgt ein längerer Monolog zum Stichwort des *„robusten Mandats"* für die deutschen Truppen im Libanon, er beklagt eine unehrliche Mediensprache, die reale Gewaltbereitschaft verschleiere, gelangt dann über US-Präsident Bush zum 11. September.

„Wenn bei uns die Türme gesprengt worden wären, wäre das schon ein terroristischer Anschlag – wenn es in den USA passiert, dann heißt es: ‚Wir sind angegriffen worden.' Und das ist dann Vorwand, dass Bürgerrechte eingeschränkt werden, [...] dass man andere angreift."

Er beginnt, die Mitreisende als Expertin zu befragen: Ob die Terrorgefahr nicht *„erfunden"*, zumindest aufgebauscht sei. Warum die amerikanischen Waffennarren, die in den USA doch viel mehr Opfer forderten, nicht ebenso breit diskutiert würden, auch sie seien undemokratisch. Der Staat kommt ins Spiel, dessen Demokratieverständnis. Dann fragt er frontal: *„Glauben Sie, dass unsere Kultur verfällt?"* Das sei eine ziemlich alte Frage in unserer Kultur, antwortet sie – das irritiert ihn und gibt ihm dann ein Stichwort, *„fin de siècle"*. Damals habe man geglaubt, dass die Welt untergeht, und *„2000 hat man nur geglaubt, dass zur nächsten Jahrhundertwende alle Computer abstürzen"*, nun, das sei wohl durchaus ähnlich. Trotzdem: *Er denke schon, dass heute die Kultur viel schneller verschwinde, dass viel mehr verloren ginge als früher.* Dafür führt er den wachsenden Aufwand an Zeit und Geld an, erklärt: *„Na ja, wenn ich ein Handy habe, Sie können da ja nicht mitreden, weil Sie keins haben, aber wenn ich ein Handy habe, muss ich mich mit Lizenzen, wer weiß was beschäftigen."* Auch das Fernsehen koste Zeit – er erklärt, wie man *„zu seiner Zeit"* und zur Zeit seines Vaters studiert habe. *„Aber heute die Studenten, die haben Handys, Laptops, brauchen all die neuen Programme – was das alles Zeit kostet![...] Wenn ich in dieser Gesellschaft, in diesem System leben will, was mich die Infrastruktur kostet."*

Die kurze Alltagsbegebenheit im Intercity versammelt also eine ganze Reihe von Diskursen unter das Dach des Sicherheits- bzw. des Risikoparadigmas. Dabei verständigten sich die Gesprächspartner unter Rückgriff auf ein kollektiv geteiltes, kognitives Netzwerk von Stichworten, die außer ihrem Bezug zur „Sicherheit" nichts oder wenig miteinander zu tun zu haben scheinen: Von der Gefahr des Eigentumsverlusts und des Diebstahls, dem Problem bruchsicheren Geschenktransports gelangen wir zum Terror im Schatten von 9/11; der ‚Verfall unserer Kultur' verknüpft sich mit dem Weltuntergang einerseits, dem globalen Computerabsturz andererseits, und vor allem mit dem übergreifenden *„System"* der digitalen Kommunikation vom Internet über das Fernsehen bis zum Handy. Dazu kommen die

Sicherheits- bzw. Risikowissenschaften im Umfeld des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft – der nämlich ist Herausgeber des betreffenden Buches.[17]

Diese Liste von gesellschaftlich kommunizierten Sicherheitsthemen ließe sich beinahe beliebig erweitern. Wissenschaftlich betrachtet ist es von Michel Foucault bis Ulrich Beck das „Sicherheitsdispositiv", das (wenn auch in unterschiedlicher Akzentuierung) alle gesellschaftlichen Bereiche der Gegenwart vernetzt.[18] Was aber ist mit fundamentalen Sicherheitsbedürfnissen in privaten oder gar intimen Bereichen, was mit der Geschlechterproblematik – beide erweisen sich in der zitierten Forschungssituation als diskursentscheidende Konnotationen, ohne aber als solche bewusst zu werden. Hier lohnt sich ein vergleichender Blick in meine über ein knappes Jahr hinweg gesammelten Feldmaterialien, aber auch in jedermanns und jederfraus Alltag. Es bedarf keiner wissenschaftlicher Untersuchung um zu sehen, dass praktisch alle Institutionen der Sicherheit männlich geprägt sind, zumindest, soweit es die sichtbaren Akteure betrifft – ob man an die verzweigte Industrie der Sicherheitstechnik denkt, die Versicherungs- oder Computerbranche, Polizei oder Militär, die Alltagskommunikation ums Automobil[19] oder die Wissenschaft von der Risiko- bis zur Klimaforschung. In all diesen Bereichen, so möchte ich behaupten, werden Frauen durch Sprache und Kommunikationsstrategien tendenziell ausgeschlossen, im Berufsleben sind sie zumindest als aktiv Handelnde weitgehend unsichtbar. Ebenso selten tauchen sie als Täterinnen auf. So wie ich als Nicht-Handynutzerin nicht mitreden kann, sind Frauen generell „Outsider" im Sicherheitsdiskurs: In den Medien eignen sie sich hervorragend als Opfer von Terroranschlägen, des Islam, von Kriegen und Katastrophen. Im

17 Vgl. Gesamtverband der Deutschen Versicherungswirtschaft e.V. (Hg.): Risiko. Wieviel Risiko braucht die Gesellschaft? Essays und Fakten. Berlin 1998.

18 Wie Foucault 1977 von der „Absicherungsgesellschaft" als einer „Macht neuen Typs" spricht, so sieht auch Beck 1986 die „Risikovergesellschaftung" als neu und erst in Ansätzen durchgesetzt an. Foucault: Die Sicherheit und der Staat (wie Anm. 6), S. 500; Ulrich Beck, zit. in: Bonß: Vom Risiko (wie Anm. 5), S. 16. Vgl. Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986.

19 Vgl. Eisch, Katharina: Auto, Männlichkeit, Tod. Zur Geschlechterspezifik der Rede vom Automobil. In: Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997. Münster/New York/München/Berlin 1999, S. 444–455.

Alltag werden sie von Männern beraten, sie sind gehalten, für Haushalt und Familie, aber eben auch auf Reisen die Sicherheitsregeln der Behörden, Medien und Sicherheitsindustrie umzusetzen. Das Macht- und Diskurssystem der Sicherheit strukturiert sich also über die Geschlechterdifferenz: über die Strategien der Ausblendung von Frauen im gesellschaftlichen Diskurs, der selektiven Zuteilung von Rederechten und durch die Markierung des Weiblichen als des jeweils passiven Teils. Eine Polarisierung des Diskursfelds Sicherheit findet statt, die vom Geschlechterverhältnis ausgeht, sich aber auf die Macht- und Rollenverteilungen in allen Praxisbereichen überträgt.

Diese Polarität eines aktiven, männlichen, rationalen Parts und einer passiven, weiblichen Rollenerwartung bei der Herstellung von Alltagssicherheit geht einher mit deren gesellschaftlicher Privatisierung und Individualisierung, die Thomas Lemke mit Foucault als Signum des Neoliberalismus analysiert[20] und in denen er die „Produktion und Ausbeutung von Ängsten" erkennt.[21] Wenn in den Medien wie auch im erlebten Alltag eine Sicherheitsbedrohung die nächste jagt, so erzeugt dies ein ständiges Gefühl von Ohnmacht und existentieller Angst. Der einzige Ausweg auf der „weiblichen" Diskursseite scheint die bedingungslose Erfüllung jeglicher Sicherheitsanforderungen an das Individuum zu sein – ohne dass dies jemals ganz einlösbar wäre. Mario Erdheim hat gezeigt, wie die Nichteinhaltung von Spielregeln Schuldgefühle schafft und auch schaffen soll, und auch das ist in meinen über das Jahr 2006 aufgezeichneten Forschungsnotizen immer wieder aufweisbar.[22] In meiner Beispielgeschichte steht für die privatisierte Verantwortung für die eigene und fremde Sicherheit auch das Handy: Ständig erreichbar zu sein, ist längst zur gesellschaftlichen Anforderung und damit zum Indiz verantwortlichen Handelns geworden. Auf der „männlichen" Seite des Diskursfelds nun wird im Zeichen der Individualisierung von Sicherheit nicht nur das moralische Einfordern verantwortlichen Handelns zur legitimen Praxis, sondern auch die aktive Bürgerselbsthilfe: Vielleicht aus diesem Grund wurde mein Rucksack nicht einfach dem

20 Vgl. Lemke, Thomas: Dispositive der Unsicherheit im Neoliberalismus. In: Widerspruch 46 (2004) 1, Marktregime und Subjekt im Neoliberalismus, S. 89–98.

21 Lemke: Dispositive der Unsicherheit (wie Anm. 20), S. 93.

22 Erdheim, Mario: Spielregeln, Gewalt und Unbewusstheit. In: ders.: Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur. Frankfurt am Main 1988, S. 284–296.

Zugpersonal übergeben, der Mann durfte (oder musste?) selbst zur Tat schreiten.

Mario Erdheim analysiert neben den Schuldgefühlen auch die Ängste, die sich an das Nicht-Funktionieren gesellschaftlicher Regeln und Normstrukturen knüpfen – dieses sei im Empfinden der Betroffenen „immer ein Vorbote des Untergangs" der Kultur.[23] Inwieweit solche Ängste auch den Verfalls-Befürchtungen des Gesprächspartners im Zug zugrunde lagen, ist anhand der vorliegenden Aufzeichnungen schwer entscheidbar. Gefragt werden könnte jedoch, ob es nicht einfach ein Gefühl heilloser Überforderung durch das „*System*" ist, von den elektronischen Alltagsmedien bis hin zu den medialen Mechanismen von Terror und Krieg, das ihn zu einer solchen Schlussfolgerung brachte.

Darüber hinaus zeigt die Geschlechtermarkierung des Sicherheitsdiskurses noch weitergehende Effekte: Der Kontrollapparat der Sicherheit dringt nicht nur in die individuelle Lebensbewältigung ein, sondern auch in bisher geschützte Privatzonen. Das ungenierte Durchsuchen meines Rucksacks ist nicht singulär, sondern spiegelt sich z.B. auch im großangelegten Gepäck-Screening bei Flugreisenden, die außerdem auch Mäntel, Gürtel, Schmuck und Schuhe ablegen, sich abtasten lassen müssen usw. Kleine und willkürliche, wenn nicht absurde Beispiele, wie die seit August 2006 geltenden Sicherheitsbestimmungen für USA- oder Großbritannienflüge, weisen durchaus auch unterschwellige Bezüge auf das Weibliche auf: Besondere Aufmerksamkeit scheint nun weniger auf scharfen, waffenähnlichen Dingen im Handgepäck zu liegen als auf Flüssigkeiten und Cremes, und dabei vor allem auf Kosmetika sowie Babynahrung, die die Begleitperson vor den Augen des Kontrollpersonals probieren muss.[24] Oder, ein Beispiel aus einem ganz anderen Bereich: Wenn Informationsblätter in Frauenarztpraxen die lange Auflistung von Vorsorgeuntersuchungen mit „Entscheiden SIE! – für Ihre optimale Sicherheit" überschreiben,[25] so bleibt der Frau in der Verantwortung für ihren krebsgefährdeten Körper kaum Entscheidungsspielraum.[26]

23 Erdheim: Spielregeln, Gewald und Unbewusstes (wie Anm. 22), S. 288.

24 Vgl. u.a. Passagier-Rundmail von Easyjet, 22.9.2006: Changes to hand baggage restrictions.

25 Faltblatt, aufgefunden in Zwiesel am 10.5.2006.

26 Noch einmal Foucault: Die Taktiken des neuen Staats, „der als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat" [...] „gestatten es, zu jedem Zeitpunkt zu bestimmen, was in die Zuständigkeit des Staates gehört und was nicht in die Zuständigkeit des Staates gehört, was öffentlich ist und was privat ist, was staatlich ist und was nicht staatlich ist." Michel Foucault: Die „Gouvernementalität", In: ders.: Schriften in vier Bänden – Dits et Ecrits, Band III, 1976–1979. Frankfurt am Main 2003, S. 239–823, hier: S. 820 u. 822.

Kein Zweifel: Im ständigen medialen Wechsel der Sicherheitsthemen und Appelle an unser Sicherheitsverhalten wird ein universaler Sicherheitsdiskurs in den Alltag eingeführt; veränderte Sicherheits- und Ordnungspraxen werden über die alltägliche Kommunikation naturalisiert und eingeübt.[27] Durch die Vernetzung, eigentlich die Verknotung persönlicher Ängste einerseits, gesellschaftlicher und sogar globaler Sicherheitsinteressen, andererseits bleibt dem Individuum praktisch keine Lücke für selbstbestimmtes Verhalten: Gerade so, wie die Akteure im Zug trotz ihres kritischen Bewusstseins in den strukturell geforderten Kommunikations- und Sicherheitspraxen gefangen blieben und sich höchstens im inkompatiblen Mix neuer Diskursfelder (Terror) einerseits und alter Praxen (Gepäckverlust, Diebstahl) andererseits verfingen.

Um die Mechanismen und den suggestiven Zwangscharakter dieser Diskursstrategien zu verstehen, kann die semiotische Ideologiekritik wertvolle Anhaltspunkte liefern. Es wird Aufgabe weiterer Forschungsarbeit zum Thema sein, die Reichweite solcher semiotischer Ansätze auszuloten; grundsätzlich aber dürften sie immer wieder auf diskursive Ausblendungen, Einschränkungen und Verbote zurückführen. Als Beispiel sei angedeutet, wie Roland Barthes den „Mythos des Alltags" als sekundäres, ideologisches Konstrukt beschreibt – als einen Text, eine Schlagzeile, ein Bild, das sich für seine Glaubwürdigkeit und seine kommunikative „Präsenz" einer einfachen, primären Aussage bedient, deren Wahrheits- und Realitätsgehalt für alle Gesprächbeteiligten unmittelbar einsichtig ist. In der Beziehung dieser primären Aussage zu einer sekundären, ideologischen Botschaft wird ein Mechanismus der Verschiebung und der Deformierung von Bedeutungen wirksam, den Barthes gerne in Bezug zu den Überlegungen Freuds und der Psychoanalyse setzt: „Die

27 „In dem Maße, wie Unsicherheiten nicht mehr als externe Bedrohung, sondern als beherrschbare Risiken konstruiert und realisiert werden, wird Sicherheit von einem impliziten zu einem expliziten Thema, das auf allen Ebenen ‚autonom' bzw. ‚universalisiert', weil unabhängig von seinem sozialen Entstehungskontexten verhandelt werden kann." Bonß: Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit (wie Anm. 10), S. 27.

Beziehung, die den Begriff des Mythos mit seinem Sinn verbindet, ist eine Beziehung der *Deformierung*. Man findet hier eine gewisse formale Analogie zu einem komplexen semiologischen System wie dem der Psychoanalyse wieder. So wie für Freud der latente Sinn des Verhaltens dessen offenkundigen Sinn deformiert, so deformiert im Mythos der Begriff den Sinn."[28]

Gehen wir zur Verdeutlichung noch einmal zurück zum Schauplatz Eisenbahn: Seit gut drei Jahren gewöhnen wir uns auf deutschen Bahnhöfen an Warnplakate mit Koffern und Überwachungskameras sowie an Durchsagen: ,,Lassen Sie Ihr Gepäck nicht unbeaufsichtigt." Aus Ereignissen wie den Sprengstofffunden in den Kölner Regionalzügen beziehen diese Botschaften ihre primäre Wahrheit und damit ihre reelle Unabweisbarkeit, unter der Hand werden dabei aber auch die ideologischen Zumutungen des Sicherheitsparadigmas mit kommuniziert. Im September 2006 war dieser Diskurs in der öffentlichen Diskussion noch sehr präsent, so dass auch im zitierten Forschungstagebuch zum 15.9. im Kontext des Erlebnisses im Intercity noch zwei weitere Alltagszeugnisse zu diesem Thema auftauchen. Es sind Erinnerungen an Gespräche mit zwei Frauen, die sich jeweils über die in ihren Augen überzogene Panikmache nach den Kölner Beinahe-Anschlägen mokierten: Im einen Fall berichtete mir die Gewährsfrau, dass eine ihrer Bekannten die Bahn nach den Anschlägen nicht mehr benutzen wollte; im anderen ging es darum, dass mit gigantischem Polizeiaufgebot wegen eines harmlosen Koffers der gesamte Verkehr über den Bahnhof München-Pasing lahmgelegt worden war.

Keine der beiden Frauen aber kann in ihrer Skepsis ,,sichergehen" – es kann, und das machen die Medien täglich klar, jede und jeden treffen. Jede Sicherheitsregel, egal wie absurd und widersprüchlich sie wirken mag, kann plötzlich real und notwendig werden: Trotz, oder gerade wegen der behaupteten Rationalität des Systems lernen wir Absurdität und Irrealität fraglos zu akzeptieren. Gerade so beschreibt Barthes das ,,Kreisen" des Mythos, der in einem Moment konkret ist und sich im nächsten durch seine Vagheit und Unbestimmtheit entzieht, der ,,zugleich verstandesmäßig und imaginär ist, willkürlich und natürlich".[29]

28 Barthes, Roland: Mythen des Alltags. Frankfurt am Main 1964, S. 103.
29 Barthes: Mythen des Alltags (wie Anm. 28), S. 104.

Diese Mechanismen sind umso wirkungsvoller, als Sicherheit per se auf Gefahr bezogen ist – und damit per definitionen auf das Nicht-Vorhersehbare und Nicht-Planbare, auf das Ereignis außerhalb jeder Normalität. Dieses Ereignis ist irreal und wird als irreal, außerhalb der Welt, erlebt. Auch das bestätigen meine Forschungsniederschriften über die Erfahrung von Ernstfällen im Alltagsleben auf vielfache Weise: ob es um einen Einbruchdiebstahl geht, einen in Sekundenbruchteilen abgewendeten Autounfall, die Schneekatastrophe vom Februar 2006 im Bayerischen Wald. Jenseits ideologischer Strategien tut sich hier ein Riss durch unsere Alltagsrealität auf.

Die Sicherheitsindustrie kann diese Ereignisse nicht steuern oder gar vermeiden. Wie aber entgehen wir der Steuerung durch ein universales Sicherheitsparadigma? Roland Barthes empfiehlt die sorgfältige Entzifferung der alltäglichen Mythen in der Haltung des Mythologen. Es ist zumindest ein erster Ansatz um – gegebenenfalls mit Hilfe psychoanalytischer und semiotischer Methoden – den Rätseln und Verwirrungen in unscheinbaren Alltagsbegebenheiten nachzugehen, die uns nicht umsonst irritieren. Naheliegend ist es natürlich dort nachzuhaken, wo sich Aussagen und Unterdiskurse ineinander verheddern und einander in die Quere kommen: Zum Beispiel, wenn der ideologische Terrordiskurs die alten Verhaltensregeln gegen Diebstahl benutzt und von ihnen ad absurdum geführt wird, und wenn sich dann die Frage stellt, was denn ein Passagier tun soll, dem ein Fahrgast – der entweder in den Speisewagen will oder aber Terrorist ist! – seinen Koffer zum Aufpassen anvertraut?